

# „Meine Mutter – eine wahre Heldin“

**ZEITZEUGIN** Ester Golan las in der Bamberger Synagoge aus Briefen ihrer jüdischen Familie, die bis zuletzt an ein Überleben der Humanität geglaubt hat. Ihre Eltern waren 1942 nach Theresienstadt deportiert worden.

VON UNSEMREM MITARBEITER VON MARION KRÖGER

**Bamberg** – Als 15-jähriges Kind musste Ester Golan 1939 ihre Eltern in Berlin zurücklassen. Sie hielten per Brief Kontakt – bis keine Post mehr kam. Ihr Vater wurde 1943 in Theresienstadt ermordet, ihre Mutter 1944 in Auschwitz.

Fast holzschnittartig gewährt die 83-jährige Ester Golan einen Blick in die Geschichte aus der Sicht einer jüdischen Familie. Doch die erlittene Qual ist für ihre Zuhörer in der Bamberger Neuen Synagoge spürbar. Die Israelitische Kultusgemeinde, das Projekt Frauenbildungszentrum und das Jugendhaus Burg Feuerstein hatten die alte Dame anlässlich des Gedenkens an die Pogromnacht am 9. November 1938 („Reichskristallnacht“) eingeladen.

Im Mittelpunkt ihrer Erinnerungen steht Mutter Else, „eine wahre Heldin“, wie Ester Golan mit fester Stimme erklärt. Sie liest aus Briefen vor, die die Mutter in dreieinhalb Jahren an ihre Tochter im fernen Schottland schrieb. Zeilen voller Liebe, ohne Hass und Anklage, ohne Jammern über Ausgrenzung

und Schikanen, mit guten Ratschlägen und herzlichen Grüßen. Oft enden die Briefe mit der Mahnung „Vergiss deine Eltern nicht“. Und ebenso häufig schreibt die „treue Mutti“ ein hoffnungsvolles „Lehithraoth Bearzenu“: Auf Wiedersehen in unserem Land! Denn genau diese Zuversicht trägt die Familie Dobkowsky durch die schwere Zeit. Sie stammt seit vielen Generationen aus dem schlesischen Glogau. Weil sich die Lebensperspektive in dieser Stadt zerschlägt, siedelt die Familie 1937 nach Berlin um. Esters Mutter findet eine Anstellung in einem jüdischen Altenheim, Vater Arno muss schwere Zwangsarbeit verrichten. Bruder Peter hat das Glück, mit der Jugend-Aliya nach Palästina auswandern zu können, die Großmutter flieht zu ihrem Sohn nach Portugal. Den Eltern fehlt das Geld für die Schiffsreise. Auch das Exil in Schanghai kommt nicht in Frage.

Im April 1939 schreibt die Mutter: „Ich bin abgewiesen worden, weil mein Mann mit 52 Jahren zu alt sein soll. Zwei Tage habe ich Tag und Nacht geweint. Selbst unserem guten Vati kom-



Ester Golan.

Foto: Marion Kröger

men des Öfteren Tränen der Verzweiflung.“

Schon zuvor müssen ihre Eltern gehnt haben, dass sich die Familie in Gefahr befindet. Um ihre Kinder zu retten, trennen sie sich von ihnen: Ester und ihre neunjährige Schwester gehören zu den etwa 10 000 jüdischen Kindern, die allein auf sich gestellt zwischen Dezember 1938

und September 1939 nach England ausreisen. Im März 39 landet Ester mit 180 Schicksalsgefährten in einem schottischen Schullandheim des Lords Balfour, die kleine Schwester muss nach London. Ab Sommer 1940 arbeitet Ester an verschiedenen Stellen als Hausmädchen, fühlt sich immer unerwünscht und in ihrer jüdischen Identität unverstanden. Ihre Dienstherrn wissen nichts vom koscheren Essen oder verlangen, dass sie am Shabbat arbeitet und mit den Kindern des Hauses sonntags den Gottesdienst besucht.

Lichtblicke und Anker in diesen Jahren sind die Briefe ihrer Mutter. Diese bestärkt sie immer wieder darin, „stolz zu sein, dass du Jüdin bist“. Aus ihrem Judentum schöpft Ester die Kraft zum Weiterleben: „Es war nicht Gott, der mich verlassen hat, sondern Menschen.“ Als 17-Jährige teilt sie sogar ihren Eltern mit, dass sie heiraten wird. „Geliebtes kleines großes Mädel“, antwortet die Mutter, „es gibt einen großen Unterschied zwischen verliebt sein und Liebe. Aber ich kenne deinen Freund, er stammt aus guter Familie.“

Im Jahr 1942 bricht der Kontakt ab. Ester wartet vergeblich und sehnsüchtig auf weitere Post. Erst später – 1945 konnte sie nach Palästina umsiedeln – erfährt sie, dass ihre Eltern in jenem Jahr nach Theresienstadt deportiert worden waren.

Die Briefe, ergreifende Dokumente der damaligen Zeit, hütet Ester Golan wie einen wertvollen Schatz. Sie findet sich in Israel zurecht, studiert sogar „als Großmutter“ in den achtziger Jahren Soziologie und Erziehungswissenschaften, reist durch die Welt. Heute lebt sie in Jerusalem, trotz drei Kindern, 13 Enkel und sieben Urenkel „einsam mit meinen Erinnerungen“, wie sie sagt.

Die rüstige Frau hält Vorträge über den Holocaust in Schulen und Bildungseinrichtungen, engagiert sich in interreligiösen Begegnungen von Juden, Christen und Muslimen. 2002 verliert sie einen Enkel, der als Soldat während der Intifada fällt. 2003 wagt sie den Besuch in Auschwitz, wo ihre Mutter umkam. Und kann dennoch versichern: „Unsere Familie hat bis zuletzt an ein Überleben der Humanität geglaubt.“